

Zusammenfassung

Dieser Essay zeigt, dass religiöse Themen, vor allem jüdisch (und auch islamisch) bezogene, trotz religiöser Indifferenz in der deutschen Gesellschaft dieselbe politisch hochgradig emotionalisieren. Die Beschneidungsdebatte hat dies 2012 nachdrücklich dokumentiert. Auch die inhaltlich religiöse Leere der meisten Akteure, der jüdischen ebenso wie der nichtjüdischen. Über dieses Teilthema hinaus wird versucht, die grundsätzlichen Fragen im deutsch-jüdischen Verhältnis jenseits der üblichen Beschönigungen und Worthülsen zu analysieren. Schönreden löst keine Probleme – und es gibt viele.

Michael Wolffsohn

Christen und Juden im heutigen Deutschland. Ein persönlicher Essay ohne Fußnotenschlacht

1) Religiöse Indifferenz

Zu diesem Thema ist alles und von jedem gesagt – was an Phrasen vorzutragen ist. Wir alle kennen alle in- und auswendig. Vielleicht sollten wir, zur Abwechslung, versuchen, Altbekanntes neu zu überprüfen? Vorschläge für neue Themen, besonders Forschungsfelder seien gewagt.

Das christliche-jüdische Thema mag, ebenso wie mich, Leser dieses Jahrbuchs interessieren. Doch machen wir uns nichts vor: Unser religiösen Themen gegenüber aufgeschlossener Interessentenkreis ist ein Tropfen im areligiösen deutschen Ozean, dessen Ostküste einer religiösen Wüste gleicht, also wasserlos ist.

Religiöses Engagement und Wissen findet man in Deutschland immer seltener. Die Kirchen sind leer, manche werden sogar zu Moscheen umfunktioniert. Neue Synagogen werden gebaut, sie wachsen wie Pilze nach dem Regen, weil seit 1991 rund 200 Juden aus der ehemaligen Sowjetunion zugewandert sind. Damit signalisiert das amtliche Deutschland: „Wir wollen euch Juden bei uns, wir tun das alles gerne für Euch, damit ihr euch bei uns wohlfühlt.“ Das ist sympathisch und meistens sogar ernst gemeint, wenngleich manchmal taktisch als Nachweis nationaler Moralität (allemaal besser als Amoralität) motiviert.

Religiöse Themen interessieren die hiesigen Juden so wenig wie ihre Glaubens“genossen“ in anderen Staaten außerhalb Israels. Sie gehen kaum noch in die Synagoge. Der Anteil der regelmäßigen Synagogen“besucher“ erreicht in der deutschjüdischen Gemeinschaft deutlich weniger als zehn Prozent. Die Säkularisierung, verstanden als Distanzierung von der institutionellen Religion der Kirche und Synagoge, wird weiter abnehmen, nicht jedoch das religiöse Interesse, verstanden als die ewigmenschliche Suche nach dem Woher und Wohin, der Orientierung im Sein und Dasein, dem Tasten nach Sinn, der Angst vor Vergänglichkeit und der Hoffnung auf Unsterblichkeit angesichts der Gewissheit unserer irdischen Sterblichkeit.

Hierzu besteht Nachfrage, das personelle und inhaltliche Angebot von Kirche und Synagoge ist jedoch gleichermaßen kümmerlich. Stattdessen betreiben sie meistens Politik und vertreten Verbandsinteressen.

2) Doch Interesse? Die deutsche Beschneidungsdebatte

Das Jahr 2012 lieferte (be)merkwürdigen Anschauungsunterricht. „Die“ Juden erregte die Beschneidungsdebatte“. Das ist verständlich, denn eine uralte Tradition schien ge- oder betroffen. Ebenso auffallend wie (mich) erschütternd war die Argumentation geistlicher und politischer Repräsentanten des Judentums. Sie war entweder dogmatisch auf das religiöse Gesetz verweisend oder politisch, indem manche (Rabbiner und weltliche Amtsträger) nicht einmal vor dem Holocaustvergleich zurückschreckten oder (scheinbar milder) mit Auswanderung drohten. Wenn ihnen nichts (mehr)einfällt, fällt ihnen nur noch der Holocaust als Argument ein. Was für ein Missbrauch jenes Urverbrechens an Juden und was für ein Realitätsverlust, wenn die heutige deutsche Demokratie mit der NS-Diktatur funktional gleichgesetzt wird.

Nebenbei: Gerade während der Holocaustperiode war der beschnittene männliche Geschlechtsteil sozusagen das Erkennungsmerkmal schlechthin – weshalb nach dem Holocaust manche jüdische Eltern ihre Söhne nicht beschneiden ließen. „So einfach wollen wir es künftigen Judenmördern nicht mehr machen“, erklärten sie. Doch derart (selbst)kritisch reflektierende Gedanken trugen bestenfalls einige jüdische „Ketzer“ vor (, zu denen auch ich zählte). Jüdisch amtliche und rabbinische Reflexe statt Reflexion. Wo man hinhörte, hinsah, hinlas.

Der Verweis auf das Religionsgesetz umgeht die Grundsatzfrage, hier ebenso wie bei anderen Themen. Diese Grundsatzfrage lautet: Ist das Religionsgesetz für den Menschen da oder umgekehrt der Mensch fürs Religionsgesetz. Das wiederum ist zuerst und vor allem die Grundsatzfrage, die vor rund zweitausend Jahren ein prominenter Jude - als Jude – Jesus nämlich zumindest implizit gestellt hatte. Gerade hier hätte man einen intellektuellen und theologisch hochstehenden Diskurs zwischen Juden und Christen führen können. Statt dessen auf beiden Seiten Phrasen und politisches Taktieren, auch Polemisieren.

Erstmals seit Jahrzehnten interessierte sich die religiös desinteressierte deutsche Öffentlichkeit – aus welchen nichtreligiösen Gründen auch immer – für ein religiöses Thema. Das hätte man nutzen können - müssen. Doch weder das institutionelle Judentum noch Christentum konnte. Sie konnten nicht, weil sie erkennbar wenig wussten und durch den sogenannten Austausch von Argumenten (nicht Informationen) das wechselseitige Unwissen zementierten.

Mehr noch. Man hätte über den, jawohl, ebenfalls innerjüdischen Gedanken des Apostel Paulus (Römer 2,25) debattieren können, sogar müssen: „Die Beschneidung ist nützlich, wenn du das Gesetz befolgst; übertrittst du jedoch das Gesetz, so bist du trotz deiner Beschneidung zum Unbeschnittenen geworden.“

Sollte nicht auch diese paulinische Variante (Römer 2, 28) bedacht werden? Beschneidung sei „was am Herzen durch den Geist, nicht durch den Buchstaben geschieht.“ Jenseits der missionarisch-politischen Absichten des Apostels bei Heiden, hier richtet er sich an Juden – und er fand auch bei ihnen Gehör. Es war nicht die Mehrheit, aber ein großer Teil, und zwar bevor die Judenchristen (mit ehemaligen „Heiden“) Kirchenchristen wurden.

Dass Paulus mit diesem Bildargument offene jüdische Ohren fand, kann nicht überraschen, denn das Bild vom beschnittenen Herzen (was, anders als beim Beschneiden der Vorhaut nur bildlich gemeint ist, weil nur so gemeint sein kann) war schon zu Zeiten des Christenapostels altbekannt. Etwa sechshundert Jahre vor Paulus hatte der jüdische Prophet Jeremia (4, 4) das gleiche Bild für den gleichen Gedanken verwendet: dass es nämlich eher auf den Geist des religiösen Gesetzes als auf dessen Buchstaben ankomme: „ Beschneidet euch für den Herrn und entfernt die Vorhaut eures Herzens, ihr Leute von Juda und ihr Einwohner Jerusalems.“

Aufs Heute übertragen: Die meisten (nicht nur in Deutschland lebenden) Juden bzw. jüdischen Männer sind, obwohl beschnitten, „Unbeschnittene geworden“, ohne jüdisches Herz, ohne jüdischen Geist, nur mit dem Gesetz, fernab vom Geist des Gesetzes, denn – sollte das (1 Kor 7, 19) nicht auch für Juden gelten? „Es kommt nicht darauf an, beschnitten oder unbeschnitten zu sein, sondern darauf, die Gebote Gottes zu halten.“

Der „Christenapostel“ hat „uns Juden“ damals, an die Tradition des jüdischen Propheten Jeremias anknüpfend und ihn (ohne „Quellenangabe“ zitierend) den Spiegel vor Augen gehalten. Er setzte die prophetische Tradition fort, und wir Heutigen, Juden ebenso wie Christen, bemerken das nicht einmal. Weil wir nicht wollen oder weil wir es nicht wissen oder nicht wissen wollen?

Offenbar hängt für viele deutsche und nichtdeutsche Juden(männer) ihr Judentum davon ab, dass ihre Vorhaut beschnitten wurde. Das ist ein echtes Krisensymptom bezogen auf echte jüdische Identität. Dieser provokative Schluss liegt nahe, weil Argumente fehlten.

Es gab in jener Debatte den Hinweis aufs alttestamentlich „jüdische Gesetz“, welches die Beschneidung vorschreibe. Es fehlte Hinweis fehlte jedoch der Zusammenhang aus der Abrahamsgeschichte, welche den Schlüssel zu diesem Thema liefert. Wieder sei differenziert. Es wurde sehr wohl darauf verwiesen, dass „Gott selbst“ Abraham gebot, seinen Sohn, wie alle nachgeborenen

jüdischen Buben, zu bescheiden. Was unerwähnt blieb: Biblisch-textlich unweit jenes Gebotes finden wir in der Abrahamsgeschichte die Opferung Isaaks . Dieser wird bekanntlich nicht geopfert, stattdessen ein Tier. Die Botschaft Gottes (?) und/oder der Bibelredakteure (vom Geist Gottes geleitet? Warum nicht, wenngleich hier bedeutungslos) ist eindeutig: Schluss mit Menschenopfern. Wir ergänzen: An Menschen oder Männer statt sei die Vorhaut geopfert bzw. beschnitten. Menschheits-, religions- und literaturgeschichtlich ist dieses Narrativ alles andere als typisch jüdisch. Wir kennen es zum Beispiel aus der Griechischen Antike. Aus fast der gleichen Zeit wie der Mythos von der (nicht erfolgten) Opferung Isaaks stammt der griechische Mythos von der (letztlich ebenfalls nicht erfolgten) Opferung Iphigenies durch Agamemnon.

Das wiederum bedeutet: Beide Mythen sind Teil der ethisch-religiösen Menschheitsgeschichte. Dies ist sozusagen die Basis-Ethik: Der Mensch nähert sich Gott (oder den Göttern) geistig, nicht körperlich und wenn körperlich, dann symbolisch körperlich.

Daraus wäre diese Frage abzuleiten: Ist der Verzicht auf blutig Körperliches nicht der nächste logische und ethische Schritt? Diese Frage läge methodisch durchaus im Geiste der talmudischen Weisen, welche bekanntlich die Thoragebote, teils durchaus dramatisch, umkehrten. Nicht einmal ansatzweise wurden solche Überlegungen innerjüdisch vorgetragen. Das wiederum beweist nicht nur die Versteinung des religiösen Judentums, sondern die Entjudaisierung der Mehrheitsjuden. Ein niederschmetternder Befund.

Kirchenvertreter schwiegen taktvoll und taktisch, also aus politischen Gründen. Dem christlich-jüdischen Dialog – jenseits des phrasenprallen Rituals – haben sie einen Bärendienst erwiesen. Das ist höchst bedauerlich, denn allem Anschein zum Trotz böte gerade dieses scheinbar so trennende Thema Möglichkeiten eines christlich-jüdischen Brückenbaus. Nicht zuletzt wissen Leser des Neuen Testaments (hoffentlich), dass der Jude Jesus als Baby am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten wurde. Das ist einer der Gründe, weshalb das katholisch-evangelisch-christliche Neujahrsfest genau acht Tage nach Weihnachten, also Christ Geburt, gefeiert wird. Wo man bei diesem Thema hinschaut: Mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes. In der deutschen Debatte allerdings nur zaghaft Taktisches, statt wissend Substantielles und dadurch Verbindendes.

Warum machte sich kaum ein deutscher Jude hierüber, zumindest öffentlich, Gedanken? Weil die überwältigende Mehrheit der hierzulande lebenden Juden religiös interessen- und ahnungslos ist.

3) Juden = Israelis?

Manche Juden empören sich hierzulande darüber, dass „man“ sie als Quasi-Israelis betrachtet und bezeichnet. Sie haben Recht. Netanjahu ist „Ihr Ministerpräsident“ und wenn von „Ihrem Präsidenten“

gesprochen wird, meinen die meisten Bundesbürger nicht Joachim Gauck (oder welchen seiner Vorgänger auch immer), sondern (sofern sie ihn oder seine Vorgänger kennen) Schimon Peres. Jene Nichtjuden Juden gegenüber als Distanz-Deutsche oder gar „Antisemiten“ zu kategorisieren, ist völlig verfehlt. Es sind die meisten Diasporajuden selbst, also auch die deutschen, die sich oft als die einzigen oder einzig wahren Verbündeten und Freunde Israels präsentieren. Das ist verständlich und wahrlich nicht verwerflich, doch darf man sich dann nicht wundern, dass die Außenwahrnehmung nicht selten Juden und Israelis gleichsetzt – ohne dadurch zu Juden auf Distanz gehen zu wollen oder „Antisemit“ zu sein.

Weniger kluge Politiker und Rabbiner Israels (es gibt durchaus auch kluge) tragen ihrerseits zu jener Außenwahrnehmung bei. Ein Beispiel aus dem Jahre 2012: In die deutsche Beschneidungskontroverse griff der wirklich gebildete und kluge Staatspräsident Schimon Peres zumindest postalisch ein. Nach außen sichtbarer und vehementer beteiligten sich sowohl Israels Oberrabbiner Jona Metzger ein als auch der orthodoxjüdische Innenminister, Eli Ishai. Wie ihr Präsident, also ohne Rücksprache mit oder Rücksicht auf deutschjüdische Repräsentanten, wandten sie sich an deutsche Politiker und Öffentlichkeit. Sie formulierten, sozusagen als Personifizierung des „Allgemeinen Willens“ im Sinne von Rousseau, „die“ jüdische Sicht und, daraus abgeleitet, „die“ jüdischen Erwartungen.

Die demonstrative Personifizierung des Allgemeinen jüdischen Willens durch diese beiden Personen entbehrte nicht gewisser Peinlichkeiten – auf die natürlich kein christlicher Deutscher hinwies (sofern er oder sie hiervon wusste, wenngleich man im Internetzeitalter fast alles schnell erkunden kann): Eli Ishai nimmt kaum ein denkender Mensch in Israel intellektuell ernst, und die gegenüber Oberrabbiner Metzger erhobenen Vorwürfe wegen sexueller Belästigung von Frauen wurden nie überzeugend aus der Welt geschafft. Das allein ist schon peinlich genug, noch peinlicher ist dieses Thema im Zusammenhang einer religiogesetzlich-politischen Diskussion über das männliche Geschlechtsorgan.

4) Religion und Sexualität

Einen Trost gibt es: Geistliche, christliche ebenso wie jüdische, sind auch nur Menschen und keine Engel. Sie werden von natürlichen Trieben getrieben. Die einen mehr, die anderen weniger. Menschliches, allzu Menschliches. Anders und doch mit Oberrabbiner Metzger (und seinem Amtsvorgänger Lau) vergleichbar sind die Missbrauchsfälle christlicher Geistlicher. Auch beim Thema „Religion und Sexualität“ sind eben Anforderungen, Anspruch, Maßstab und Wirklichkeit nicht immer deckungsgleich. In der Israelitischen Kultusgemeinde München (IKG) ereignete sich 2011/12 diesbezüglich eine wahre Tragödie. Ähnliches und zugleich doch Anderes und wiederum letztlich

Vergleichbares kennt man aus anderen Gemeinden, seien sie jüdisch oder christlich, wahrscheinlich auch in anderen religiösen Gemeinschaften und Gemeinden. Einzelheiten zu beschreiben, wäre voyeuristisch und geschmacklos, vor allem unwissenschaftlich.

„Was lernen wir“ aus diesem delikatem Thema: Dass über Religion und Sexualität verehrt interkonfessionell gesprochen, geforscht und geschrieben werden müsste - und dass diese Frage wahrlich nicht allein aufs Zölibat zu reduzieren ist.

5) (Deutsch)jüdische und christliche Identität

Die in Deutschland lebenden Juden sind, jüdisch betrachtet, fremdbestimmt und inhaltsleer, also entjudaisiert. Waren sie jemals judaisiert? Eher nicht oder wenn, dann nicht religiös oder zumindest nicht primär. Diese Aussage gilt besonders bezüglich der seit 1991 ca. 200.000 aus der ehemaligen Sowjetunion eingewanderten Juden. In der kommunistisch-atheistisch-religionsfeindlichen UdSSR durften und konnten sie keine wirklich praktizierenden Juden sein. Die Folge: Sie wussten, dass sie jüdisch sind, doch nicht was jüdisch ist.

Günstig waren die rechtlichen religiösen und politischen Rahmenbedingungen der bundesdeutsch-jüdischen „Veteranen“. Als Mitglieder einer durch und durch areligiösen Gesellschaft lebten auch sie religiös indifferent. Siehe oben. Ihr jüdisches Wissen ist, auch jenseits der Beschneidungsproblematik, bestenfalls begrenzt. Ihre jüdische Identität wird demnach nicht durch die jüdische Religion geprägt.

Jahrzehntelang war der Holocaust der scheininhaltliche Bezugspunkt des fremdbestimmten (nicht nur) deutschjüdischen Daseins ohne jüdisches Sein. Das Holocaust-Gewicht nimmt – Ergebnis der Chronologie und Biologie - auch bei Juden merklich ab.

Auch Israel ist längst nicht mehr der entscheidende Faktor diasporajüdischer Identität. Der Jüdische Staat, die Politik seiner Regierungen, die ja das Volk demokratisch repräsentieren, polarisiert in der Diaspora, er integriert nicht oder genauer: nicht mehr. Seit 1977, mit Beginn des auch innerisraelisch und innerjüdisch polarisierenden Streits um die Palästinenser- und Siedlungspolitik, durch die zunehmende „Orientalisierung“ und „Russifizierung“ der jüdisch-israelischen Einwohnerschaft hat sich die amerikanische und westeuropäische, auch deutsche Diaspora von Israel mental mehr als je zuvor entfernt.

Blieben virtuelle oder handfeste Angriffe von außen als Identitätsstifter: Terror als Folge des Nahostkonfliktes und rechtsextremistische Gewalttaten. Das aber bedeutet wieder jüdische Identität durch negative Fremdbestimmung, nicht durch positive Selbstbestimmung. Im anderen Zusammenhang, in meinem Buch „Ewige Schuld? 40 Jahre deutsch-jüdisch-israelische Beziehungen“ (Erstauflage 1988) habe ich diese resignative Bilanz deutschjüdischen Seins gezogen. Nichts ist

seitdem besser geworden. Mehr geworden sind wir Juden in Deutschland, durch die Einwanderung aus der Ex-Sowjetunion. Doch Quantität ersetzt keine Qualität. Jene wäre, dem Breitensport vergleichbar, eine gute Grundlage für Spitzensport, hier also: jüdisch intellektuelle und religiöse Spitzengedanken. Viele reden, weniger denken und noch weniger wissen.

Christlich-jüdische Dialoge finden sehr wohl in Deutschland statt. Die meisten Teilnehmer sind allerdings meistens noch älter als die ohnehin rasant alternde Gesamt-Gesellschaft, und das wechselseitige Wissen sowohl über die eigene als auch die andere Religion hält sich in eher engen Grenzen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Wie kann aus dem Dialog der Unwissenden Wissen entstehen und wie aus Nichtwissen Verständigung, die außer Verstand Wissen voraussetzt?

6) Uralte Klischees

Nicht nur der christlich durchschnittliche Deutsche Michel (und, genderpolitisch korrekt, die Deutsche Michaela), selbst nicht (!) antisemitische deutsche Geistesgiganten sind nicht frei von Stereotypen über das Judentum als Religion. So manche deutsche Geistesgröße sah und sieht den Gott des Alten Testaments als brutalen „alttestamentarischen“ Rachegott. Jenseits des weit verbreiteten diskriminierenden Adjektivs „alttestamentarisch“ (die meisten Christen sind sich gar nicht bewusst, dass es ursprünglich bewusst diskriminierend geprägt wurde) gibt es in der deutschen Geistesgeschichte, bis in die Gegenwart (Habermas, Günter Grass). Einige Belege für jenes Klischee habe ich an den Anfang meines Buches „Juden und Christen“ (2008) vorgestellt.

Für die heutige Sprachregelung und –wahrnehmung prägend und repräsentativ ist der „Duden“ (Jahrgang 2000). „Alttestamentarisch“ wird so umschrieben – „nach der Art des Alten Testaments: von alttestamentarischer Strenge.“ Strenge statt Brutalität oder Rache, aber keineswegs positiv oder zumindest so differenzierend, dass man auf den Gedanken kommen könne, es gäbe im Alten Testament auch Nicht-Strenge, gar Mildes. Sage mir, was und wie du sprichst, und ich sage dir, was du denkst und (nicht) weißt. Diese Duden-Redaktion jedenfalls wusste vom nicht(s) vom Alten Testament oder nicht viel, jedenfalls kannte sie nur eine Dimension. Woher und wie und warum sollen weniger gebildete Menschen, die deutsch sprechen, mehr als Duden-Wissenschaftler wissen? Intellektuell spannend, wenngleich das christlich-jüdische Verhältnis sicher nicht entspannend, ist die Tatsache, dass jenes Stereotyp über „alttestamentarisches“ Denken und Handeln auf den Jüdischen Staat, Israel, projiziert wird. Das wiederum führte dazu, dass Israel, besonders in Deutschland, zu den weltweit unbeliebtesten Staaten zählt. Seit Jahren belegen Umfragen diese Feststellung.

Missverständnissen sei vorgebeugt: Meine Darstellung(en) skizzieren keine „Antisemitismen“. Sie zeigen, hoffentlich deutlich, wie groß die wechselseitige Unkenntnis und somit Distanz zwischen Christen und Juden ist.

Man denke nicht, dass Deutschlands Juden, die schon ihr Judentum kaum kennen, vom Christentum etwas oder gar viel wüssten. Terra incognita – und Desinteresse. Nicht nur Desinteresse am Christentum, sondern an Religion überhaupt, die eigene eingeschlossen. Die Gründe habe ich in der gebotenen Kürze eingangs erwähnt.

7) Das jüdische Treibhaus als „Käseglocke“

„Das Treibhaus“ zählt zu den bekanntesten Romanen Wolfgang Koeppens. Er erschien 1953. Der Bundestag der frühen Bonner Republik war für Koeppen eine Art Treibhaus. Ähnliches könnte man bis heute über Deutschlands Jüdische Gemeinden sagen. Vielleicht kann man sie auch als „Käseglocke“ bezeichnen – identifikatorisch und mental, nicht funktional abgekapselt von der Außenwelt. Man bleibt unter sich. Als Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Münchens (IKG) wurde, gegen meinen Protest, jedwedem Muslim der Zugang zu Gemeindezentrum verwehrt. Einerseits sprach man von „Offenheit“, andererseits „mauerte“ man sich ein. Ich zog die Konsequenzen und trat zurück. Gewiss, nicht jede Gemeinde handelt so. Gerechterweise sei hinzugefügt, dass hier Angst der eigentliche Berater ist. Eine Angst, die zwar empirisch verständlich ist, doch eine Menschengruppe als kollektiv unter Verdacht stellt – und damit zusätzlich Misstrauen und Hass schürt. Ein Teufelskreis, der auch (Nenn)Christen, denn diese bemühen sich, ob zurecht oder nicht, um intensivere Kommunikation mit Muslimen. Der entziehen sich Juden, wenn und indem sie Kontakte mit Muslimen meiden.

Unter die jüdische Käseglocke schauen deutsche Behörden, Medien und Wissenschaftler, wenn überhaupt zaudernd, zögerlich. Aus historischen und psychologischen Gründen muss man das verstehen. Das ist gut gemeint, doch, wie so oft ist gut gemeint das Gegenteil von gut, es öffnet Missbrauch Tür Tor. Weil der missbrauch den Missbrauchten natürlich bekannt sind und sie in einer freien Gesellschaft leben, spricht sich der Missbrauch herum. Er wird, aus Angst vor dem Antisemitismusvorwurf, nicht offen und erst recht nicht öffentlich – und schafft auf diese Weise beidseits böses Blut. Weil nicht(s) wasserdicht nachgewiesen wird, fühlt sich „die jüdische Seite“ insgesamt verleumdet, „die“ Nichtjuden beklagen sich darüber, dass „die“ Juden „deckelten“.

8) Der Fall Ignatz Bubis

An Ignatz Bubis, dem verstorbenen Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland, kann man diesen Mechanismus personifizieren: Es heißt, Bubis habe nach 1945 für die Degussa (in Holocaust-Zeiten Lieferant von Zyklon B) mit Gold gehandelt. Zweierlei ist dabei zu beachten: Erstens war Goldhandel in Deutschland und für Deutsche nach 1945 zunächst verboten. Zweitens ist mit „Gold“ Zahngold gemeint. Und woher dieses Zahngold gekommen sein sollte, wird handfest signalisiert. Ein ungeheurer Vorwurf. Eine, nein, die zentrale Repräsentationsfigur des bundesdeutschen Nachkriegsjudentums soll mit Zahngold jüdischer Holocaustopfer gehandelt haben? Eine bodenlose Behauptung, zumal Bubis, nicht nur nach seinem Tod, als „Moralische Instanz“ Deutschlands galt. Zeithistoriker klagen nicht an, sie verurteilen auch nicht. „In dubio pro reo“ betrifft sie deshalb nicht wörtlich und direkt, doch indirekt. Sie müssen, wenn sie seriös arbeiten, im Rahmen von bundesdeutschjüdischen Forschungsprojekten auch diesem Gerücht nachgehen. Hierfür brauchen sie Dokumente, konkret: Dokumente aus dem Archiv der Degussa. Sowohl der Journalist Hans Leyendecker (Süddeutsche Zeitung) als auch Christian von Hiller (FAZ) und ich haben die Degussa um jene Dokumente gebeten. Zuerst wurde mir mitgeteilt, es gebe zum Thema „Bubis und Goldhandel“ keine Akten.. Später hieß es, man gestatte anderen und mir, in Absprache mit der Familie, diese Dokumente nicht. Es gab sie also, nachdem es sie vorher nicht gegeben hatte – aber zugänglich waren (sind?) sie nicht.

Bubis wurde 1952 in Dresden von der Unrechtsjustiz der DDR „rechts“kräftig verurteilt. Von einem DDR-Gericht zur Stalin-Hoh- und Endzeit verurteilt worden zu sein, kann als moralisch rechtlicher Ritterschlag verstanden werden. Aus welchen Gründen auch immer hat Bubis nach der Wiedervereinigung eine Aufhebung jenes Urteils und Rehabilitierung beantragt. Die meisten Rehabilitierungsanträge wurden bekanntlich bundesdeutsch-rechtskräftig bewilligt, nicht jedoch der von Ignatz Bubis. Von zwei hochgestellten Rechtspolitikern habe ich das erfahren. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Ich habe daher bei der Dresdner Justiz beantragt, die entsprechenden Akten auszuwerten. Als schriftliche Antwort erhielt ich eine regelrechte Beschimpfung.

In die historisch-wissenschaftliche „Aufarbeitung“ der Dresdner-Bank-Geschichte im Dritten Reich hat sich der Nicht-Historiker Ignatz Bubis massiv eingeschaltet, was, außer anderen Belegen, an einigen Abschnitten rekonstruierbar ist. Die Wissenschaft schweigt, sofern sie es weiß. Manche wissen und schweigen lieber.

Es ist kein Zufall, dass es keine wissenschaftliche Biografie über Ignatz Bubis oder seinen Vorgänger Heinz Galinskiⁱ oder dessen Vorgänger Werner Nachmann gibt, über den die Öffentlichkeit erst nach seinem Tod erfuhr, dass er sich rechtswidrig Wiedergutmachungsgelder Dritter angeeignet hatte. Über Heinz Galinski wurde Anfang der 1990er Jahre behauptet, er wäre „IM Reb“ der Stasi gewesen. Meine Zeithistoriker-Kollegen mieden das Minenfeld. Ich konnte die politische Lage verstehen, bestand jedoch darauf, dass man diese „Information“ wissenschaftlich widerlegen oder bestätigen müsse. Gerüchte sind keine Geschichte. Es war seinerzeit kaum möglich, aktive Archivhilfen in der „Gauck-Behörde“ zu bekommen. Schließlich gelang es. Das Ergebnis: Galinski war weder „IM Reb“ noch irgendein anderer IM der Stasi. Der ursprüngliche Recherchen-Wahnsinn hatte jedoch Methode. Durch Wegschauen und Verschweigen wollte man heiße Eisen meiden – und nahm, wohlmeinend, rufmörderische Gerüchte in Kauf.

9) Augenhöhe oder von oben herab?

Juden und (Nenn)Christen sitzen im Glashaus. Viele, die meisten Gemeinde-Juden schauen aus, die meisten Nichtjuden (Christen oder nur sogenannten Christen die meisten?) in die Käseglocke. Das ist die eine Perspektive.

Die andere: Aufgrund der Geschichte, spricht: wegen des Urverbrechens Holocaust wird zumindest den Amtsjuden und judenamtlich anerkannten Juden als Kollektiv ein Moral-Bonus gewährt, den sie individuell, sozusagen von oben herab, gerne nutzen, ohne ihn verdient zu haben und als moralische Instanz auftreten; auftreten und gefeiert werden, vor allem von Nichtjuden, die diese moralischen Instanzen regelrecht bejubeln. Zu Lebzeiten. Danach schweigen sie be- und verschämt.

Damit wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Die zwanzigste Wiederkehr des Todestages von Heinz Galinski wurde 2012 vom amtlichen Berlin verschwiegen. Noch heute nennt ich so macher „Galle Galinski“. Ja, er konnte gallig auftreten – aber stets war er absolut aufrichtig und korrekt. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Nachmann und Nachfolge Bubis. Auch ich hatte Galinski zu Lebzeiten heftig kritisiert, seine Verdienste allerdings nie geleugnet, ihn nicht verleumdet und, dem Zeithistoriker-Ethos gemäß, aufgrund meiner Nachforschungen vom IM-Vorwurf empirisch entlastet. So lange Juden und Christen nicht auf Augenhöhe kommunizieren und im oder vor dem Glashaus sitzen, werden sie sich nach wie vor nicht mit Steinen bewerfen, aber Partner oder Freunde können sie so nicht werden. Darunter leidet auch die Wissenschaft vom bundesdeutschen Judentum.

ⁱ Nach Abschluss des Manuskriptes erschien: "Ich weiß, ich bin kein Bequemer...". Heinz Galinski - Mahner, Streiter, Stimme der Überlebenden. Hg. von Andreas Nachama, Berlin 2012, bebra Verlag